



BINSENWEISHEITEN
ANDREAS DORSCHEL

Meine Neugier ist schon im Studium in zwei Richtungen gezogen worden: Philosophie und Musik. In Wien und Frankfurt am Main habe ich zwischen 1983 und 1991 beides in etwa gleichen Anteilen studiert, wenn auch in Philosophie abgeschlossen (Promotion Goethe-Universität Frankfurt 1991; Habilitation Universität Bern 2002). Nach dem Studium lehrte ich an Hochschulen in Deutschland, Großbritannien, den USA und der Schweiz. Prägend waren die Jahre 1997 bis 2002 an der University of East Anglia; hier habe ich besser begriffen, was zum einen Kollegialität, zum anderen akademische Lehre sein kann – davon hatte ich in Deutschland zu wenig mitbekommen. Unvergesslich bleiben mir die Begegnungen mit W. G. („Max“) Sebald in Norwich zwischen September 1997 und Dezember 2001, im Arts Building wie bei meiner Familie zu Hause. Seit 2002 leite ich das Institut für Musikästhetik der Kunstuniversität Graz: ein guter Ort für die Verbindung meiner eingangs erwähnten Interessen. Als Schwerpunkte meiner Arbeit haben sich im Lauf der Jahre herausgeschält: Theorien der Subjektivität; Ideengeschichte; Philosophie der Musik; Ästhetik und Poetik – Letztere spielte auch die Hauptrolle in meinem Berliner Projekt. Ich habe viele gute Jahre im akademischen Leben verbracht, nicht zuletzt 2006 als Gastprofessor in Stanford, aber mein bestes verdanke ich dem Wissenschaftskolleg zu Berlin. – Adresse: Institut für Musikästhetik, Universität für Musik und darstellende Kunst Graz, Leonhardstr. 15, 8010 Graz, Österreich.
E-Mail: andreas.dorschel@kug.ac.at.

Nach meinem Einzug in der Koenigsallee 20 suchte ich den *genius loci*. Und so führte mich mein erster Weg zur Wallotstraße 19. Da mich Wasser stets stärker anzieht als Stein

(unter Schriftgelehrten: wegen Laotse natürlich), ging ich als Erstes nicht ins Gebäude, dem Anschein nach eine Insel gestriger Bürgerlichkeit, sondern ans Ufer des Halensees, auf den man von der Ostseite des Hauses aus blickt. Betreten kann man das Ufer nur über den Weg gleich nebenan zur Rechten. Der Blick von dort Richtung Wasser gab mir die tröstliche, von möglicher Überforderung befreiende Idee ein, von nun an als Fellow des Wissenschaftskollegs einem Institut für Binsenweisheiten anzugehören. Die Binse, *Juncus acutus* L., ist ein Gras mit starren, rundlichen und borstig zugespitzten Blattspreiten; diese sind meist hohl oder mit einem schwammartigen Sternparenchym (Durchlüftungsgewebe, Aerenchym) erfüllt, welches der Versorgung mit Sauerstoff dient. Was sie mit Weisheit oder genauer doch mit höchst suspekten Weisheiten in Verbindung gebracht hat, ist philologisch nicht zweifelsfrei gesichert. Wahrscheinlich liegt dem deutschen Ausdruck das gleiche Bild zugrunde wie der schon in den Komödien des Plautus und Terenz belegten lateinischen Redensart *nodum in scirpo quaerere*, „einen Knoten an der Binse suchen“ (wo keiner ist), sinngemäß: unnötige Schwierigkeiten machen. Binsenweisheiten versprechen demgemäß Wahrheiten, die knotenlos, glatt, selbstverständlich sind. Vielleicht, dachte ich mir am Ufer des Halensees, ist das, was ich mir für Berlin vorgenommen habe, gar nicht so schwierig.

Vorgenommen hatte ich mir, über die Frage nachzudenken, wie etwas tragikomisch sein kann. „Tragisch“, „komisch“: Das scheinen gegensätzliche Qualitäten zu sein; so sind sie zu unterschiedlichen Zeiten eingeführt, behandelt, gedeutet worden. Sonst schwächen gegensätzliche Qualitäten einander. Wer Schlechtes zu Gutem gibt, erhält Mittelmäßiges. Wegen des Schlechten ist die Sache weniger gut, wegen des Guten weniger schlecht. In tragikomischen Situationen hingegen scheint die eine Seite die andere zu steigern: So, eben Seite an Seite, werden sie noch schneidender. Wie das möglich ist, war die Frage, von der sich im Lauf des Jahres am Wissenschaftskolleg herausstellte, dass sie nicht eine Antwort hat, sondern – allenfalls, bestenfalls – Antworten. Von der Suche nach ihnen habe ich mich wenig ablenken lassen. Die Ablenkung durch Stephan Schlaks und Daniel Schönplugs Einladung, zu einem Heft der *Zeitschrift für Ideengeschichte* über absinkende oder abgesunkene Prunkvokabeln des akademischen Betriebs einen Essay über den „Diskurs“ beizusteuern, war allerdings eine willkommene. Und nicht einmal ausschließlich eine Ablenkung: Denn dieser Gegenstand bietet eine ideengeschichtliche Komödie.

Aber ein Bericht wie dieser ist nicht dazu da, von mir zu reden, trotz des erzwungenen biografischen Vorspanns, sondern von anderen: den anderen, die mir so viel gegeben haben. In der Zeit zurückspringend, nämlich in den September 2020, ist da als Erster

Luca Giuliani zu nennen: Er hat die ganze Sache davor bewahrt, aufs falsche Gleis zu geraten. Besser gesagt: Sie stand schon darauf; deshalb bedurfte es auch einiger Beharrlichkeit von seiner Seite, bis ich die Weichen anders stellte. Seine Kenntnis (nicht nur) der Antike ist unerschöpflich; aber mehr noch als sein Wissen hat sein Denken mich weitergebracht. In Thorsten Wilhelmy, Sekretar in der ersten Phase des akademischen Jahres, und Daniel Schönplugh, Wissenschaftlicher Koordinator des Wissenschaftskollegs, begegneten mir ganz unterschiedliche Stile des Erörterns einer Sache: jener mit literaturwissenschaftlicher Kompetenz nicht lockerlassend, dieser, nahezu pädagogisch, eigentlich immer nur fragend. Beides hat mir gleichermaßen geholfen.

Es zählt zum eisernen Bestand der Philosophie des Wissenschaftskollegs, dass diejenigen, die es versammelt, aus den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften kommen statt aus einer dieser Disziplinenfamilien. Ein schöner Moment, in Vorbereitung wie Durchführung, war für mich das *Three Cultures Forum* „Competition and Rivalry: What is won, what is lost?“ mit dem Evolutionsbiologen Michael Cant und der Soziologin Anna Lisa Ahlers am 2. Dezember 2020. Die Gespräche mit Biologinnen und Biologen am Wissenschaftskolleg zählten für mich zu den lehrreichsten. Inwiefern, das passt nicht leicht in diesen Bericht. Aber ein Beispiel ist so kompakt, dass es doch gelingen kann. In einer anfänglichen Szene von Chaplins *The Kid* (1921) findet der Tramp ein Baby auf der Straße und hat von diesem Moment an ein wenn nicht tragisches, so doch trauriges Problem: Wie werde ich es wieder los? Meine Intuition schon beim ersten Sehen der Szene war, dass gerade das Traurige der Szene Bedingung der Komik der fortwährenden Versuche des Tramps sei, sich seines Funds zu entledigen. Aber wie macht man das anderen plausibel? Die Neurowissenschaftlerin Bettina Schwab schlug mir vor, das Baby als unabhängige Variable zu behandeln und einen möglichen komischen oder eben nicht mehr komischen Effekt als abhängige Variable. Würde der Tramp mit einer Puppe statt des Babys hantieren, wäre – schon im Gedankenexperiment wird das klar – die Szene nicht mehr traurig, aber sie strandete eben deshalb auch in einem Klamauk, der an Komik nicht mehr heranreichen würde. In den Geisteswissenschaften wird zu selten so, zumindest quasi-experimentell, gedacht; aber die Lektion würde ihnen guttun.

In Gesprächen mit Nora Kreft, die gegen Ende des Fellowjahres eine Woche zu Gast am Wissenschaftskolleg war, habe ich einiges gelernt über Schwächen des Textes und meine eigenen; Erstere habe ich zu beseitigen gesucht, Letztere dürften nicht zu beseitigen sein. Sehr bedauere ich, dass Rüdiger Bittner aufgrund der Umstände nicht auch in den Grunewald kommen konnte; alles, was er mir schrieb, hat mein Denken erheblich

weitergebracht. Ulrich Raulff war leider nur zu kurz am Wissenschaftskolleg; eben weil Tragik, Komik, Tragikomik die Grenzen des guten Geschmacks überschreiten, wären seine Studien zu diesem für mich wertvoll gewesen. Dass Ève Chiapello meinen notorisch schlechten Scherzen, die in englischer Sprache noch schlechter sind, etwas abgewinnen konnte oder jedenfalls hartnäckig so tat, als könne sie es, hat meine Laune während der Arbeit an dem Buch beträchtlich gehoben. Christel Fricke absolvierte mit mir das ganze Jahr hindurch eine *tour de force* in kultiviertem Eskapismus, von Händels *Ariodante* und *Giulio Cesare in Egitto* über Mozarts *Le nozze di Figaro*, Verdis *Don Carlo* und Wagners *Ring* bis hin zu Strawinskys *Le rossignol*, in der Wahrnehmung intensiviert durch die Rotweine der *Cave de Bacchus* in der Westfälischen Straße. Für mich war das vorwiegend (nicht ganz) Urlaub von der Tragikomik; ein solcher ist nötig, denn einmal angekommen, neigt Tragikomik dazu, sich über alles auszubreiten. Vieles von dem, wofür ich sonst noch dankbar bin, ging hinter den Kulissen vor sich. Das Wissenschaftskolleg ist eine Insel der Seligen. Aber es macht nicht unbedingt selig – dies ist mir bewusst –, eine Insel der Seligen verwalten zu müssen.

Und zum Schluss: Ich hoffe, was ich am Halensee geschrieben habe, ist nicht allzu hohl oder schwammartig ausgefallen. Aber so etwas zu beurteilen, sollte man nie Autoren überlassen. Darum bin ich nun seelisch darauf gefasst, dass der erste Rezensent meines Buches behaupten wird, es biete im Grunde bloß Binsenweisheiten.